

«Ich bin Deutscher»: Abdelilah Rahmani in Touissit, dem marokkanischen Dorf, in das er vor einem Jahr abgeschoben wurde.

# Die Verbannten

Knapp 130 000 Ausländer sind in Deutschland nur geduldet. Sie können jederzeit **ABGESCHOBEN** werden. Zu Besuch bei drei Menschen, die tatsächlich neu anfangen mussten – in Ländern, die ihnen völlig fremd sind.

Text: Marc Schürmann

Foto: Kai Wiedenhöfer

**W**er ist ein Ausländer? Ist jemand, der als Kind nach Deutschland zog, in Deutschland zur Schule ging, deutsche Freunde hat, in deutscher Sprache redet und träumt – ist der ein Ausländer? Der Verstand einerseits und das deutsche Ausländergesetz andererseits geben auf diese Frage unterschiedliche Antworten. Ausländer im Sinne des Gesetzes ist nicht, wer im Ausland seine Heimat hat; Ausländer ist, wer kein deutscher Staatsbürger ist.

Natürlich kann der Staat nicht einfach nach Belieben jeden Ausländer aus dem Land jagen. Er unterscheidet zwischen verschiedenen Aufenthaltstiteln: dem Recht, unbefristet in Deutschland zu leben; dem Recht, befristet in Deutschland zu leben; und dem Visum. Von den fast sieben Millionen Ausländern, die derzeit in Deutschland leben, dürfen vier Millionen so lange bleiben, wie sie wollen. Die anderen sollen ausreisen, sobald sie zum Beispiel mit dem Studium fertig sind oder sich früh haben scheiden lassen.

Das Gesetz kennt aber noch eine Stufe darunter: die Duldung. Knapp 130 000 Ausländer in Deutschland sind geduldet. Sie dürfen den Landkreis, in dem sie wohnen, nicht verlassen. Sie dürfen frühestens nach einem Jahr eine bezahlte Arbeit aufnehmen. Und sie können jederzeit abgeschoben werden, ganz egal, ob das Land, in das die Behörden sie dann schicken, irgendetwas mit ihnen zu tun hat außer einem Wort im Pass. Es bleibt ihnen nur zu hoffen, dass ihre Duldung um ein paar Monate verlängert wird. Und dann wieder um ein paar Monate. Dass sie irgendwann in der Hierarchie der Aufenthaltstitel aufsteigen. Kurzum: Sie müssen hoffen, dass sie einen freundlichen Sachbearbeiter erwischen.

Im Jahr 2007 schob Deutschland fast 10 000 Menschen ab. Einigen von ihnen ging es so wie den Menschen, die hier ihre Geschichten erzählen: Sie wurden aus ihrer Heimat vertrieben. Und das nicht, weil sie – so muss man den Sinn von Abschiebungen verstehen – der Gesellschaft auf der Tasche gelegen oder sie kulturell überfordert hätten. Sondern weil man es konnte.

### Abdelilah Rahmani

»Als ich ein Baby war, ging es meinen Eltern in Marokko noch gut. Mein Vater war Lehrer. Aber es war klar: Nach der Schule sitzt man auf der Straße. Also beschlossen meine Eltern, dass ihr ältester Sohn in Deutschland aufwach-

sen sollte. Das war ich. Meine Mutter brachte mich zu ihrem Vater, als ich sechs war. Er arbeitete im Bergbau in Aachen. Meine Großeltern bekamen das Sorgerecht, sodass ich in Deutschland bleiben durfte.

Ich ging zur Hauptschule. Die meisten meiner Freunde waren Deutsche, dazu ein paar Marokkaner und Türken. Nach der zehnten Klasse habe ich viele Praktika gemacht – als Konstruktionsmechaniker, Schiffsbauer, Konditor, Bäcker, Imbissverkäufer, Autolackierer und Buchbinder. Buchbinder gefiel mir am besten. Niemand durfte mich als Lehrling übernehmen, weil ich keine bezahlte Arbeit annehmen durfte: Ich war in Deutschland nur geduldet, hatte aber keine feste Aufenthaltsgenehmigung. Meine Großeltern taten alles, um mir die zu verschaffen. Sie beantragten auch die deutsche Staatsbürgerschaft, um mich adoptieren zu können. Die Adoption hat aber nicht geklappt.

### »Es ist, als hätte man mein Herz in Deutschland gelassen«

2004 lief meine Duldung aus, und ein Anwalt sagte mir, dass ich Deutschland sicher verlassen muss. Ich habe noch einen anderen Anwalt gefragt, weil ich dachte, der sagt vielleicht was anderes, aber der erzählte mir das Gleiche. Er fragte mich, ob ich eine deutsche Freundin hätte, die ich heiraten könnte – das wäre die einzige Möglichkeit. Ich hatte eine Freundin, aber ich wollte sie nicht heiraten, und eine Scheinehe wollte ich auch nicht. Von da an war ich illegal in Deutschland.

Am 16. Juli 2008 war ich nachts um zwei auf dem Weg nach Hause und traf draußen ein paar Freunde, die aus einer Box laut Musik hörten. Im nächsten Moment standen da Polizisten und wollten unsere Ausweise sehen – anscheinend hatte sich jemand über den Lärm beschwert. Ich dachte mir nichts dabei. Mein Ausweis war schon ein paar Mal kontrolliert worden, im Grenzgebiet zu Holland passiert das ja oft. Aber diesmal sagte mir ein Polizist: Sie werden abgeschoben. Ein Richter schickte mich in Abschiebehaf nach Büren, dort blieb ich zweieinhalb Wochen. Am 4. August um sechs Uhr früh musste ich meine Sachen zusammenpacken und wurde nach Casablanca geflogen.

Ich wohne jetzt mit meiner Mutter und meinem Bruder zusammen in dem Dorf Touissit.

Mein Bruder ist sechzehn. Meine Mutter dachte am Anfang, ich würde sie nur besuchen. Sie ist herzkrank und regt sich leicht auf. Niemand hatte ihr von meiner Abschiebung erzählt. Unsere Nachbarn wissen es bis heute nicht. Mein Vater ist inzwischen tot.

Meine Mutter bekommt hundert Euro Witwenrente. Davon behält die Bank 85 Euro, weil mein Vater Schulden hatte. Zwanzig Euro kostet der Strom, dazu kommen Miete, Wasser und Essen. Meine Mutter verdient sich noch etwas mit Nähen dazu. Ich habe Arbeit gesucht, aber keine gefunden. Bis auf eine. Da müsste ich in einem siebzig Meter tiefen Loch nach Steinen suchen und die verkaufen. Ich würde zehn Euro in zehn Stunden verdienen, die Luft ist giftig und die Arbeit gefährlich. Ich würde das machen, aber meine Mutter will es nicht. Jetzt sitze ich hier mit nichts. Dabei will ich doch in Deutschland arbeiten und meiner Mutter helfen, statt auf ihre Kosten zu leben. Eine Frau in Deutschland hat mir schwarz auf weiß geschrieben, dass sie mich in ihrer Imbissbude einstellen würde. Ich hoffe immer noch, dass ich irgendwann nach Deutschland zurück darf, aber ich sehe kein Licht. Es ist, als hätte man mein Herz in Deutschland gelassen und mich hierher gebracht. Ich bin Deutscher. Deutsch ist meine Sprache. Auf Marokkanisch kann ich mich schlecht ausdrücken. An die Sitten gewöhne ich mich auch erst langsam, zum Beispiel dass mir eine Frau nicht die Hand geben darf oder dass ich einen Raum, in dem nur Frauen sitzen, nicht betreten kann. Außerdem zählt in Marokko nicht das Recht, sondern Geld und Kontakte. In Deutschland ist das anders. Wenn man sich an die Gesetze hält, kann da jeder so leben, wie er will. Ich will ein geordnetes Leben führen.»

### Gazale Önder

»Als mich die zehn Polizisten am 10. Februar 2005 aus unserer Wohnung holten, habe ich mir in die Hände gebissen und an meinen Haaren gerissen. Ich habe gesagt: Ich bin keine Türkin, ich kann kein Türkisch, bitte schiebt mich nicht ab! Aber einer der Polizisten hat nur gesagt: Bitte packen Sie Ihre Koffer, wir haben keine Zeit. Ich war schwanger und hatte schon drei Töchter. Die kleinste durfte ich mitnehmen.

Ich war mit acht Jahren nach Deutschland gekommen. Im Libanon war Krieg. Meine Eltern waren mit mir vom Libanon über die Türkei nach Deutschland geflohen. Mein Vater hatte türkische Pässe besorgt, damit es leichter ging. ▶

»Ich vertraue hier niemandem: die Libanesin Gazale Önder mit zwei ihrer vier Kinder im türkischen Izmir.



► Auf den Pässen stand der Name Önder. Ich bin zur Hauptschule in Hildesheim gegangen. Mit sechzehn lernte ich meinen Mann Ahmed kennen. Er ist auch aus dem Libanon. Wir heirateten, ich wurde schnell schwanger. Dann meinten die deutschen Behörden, wir hätten sie belogen, ich wäre gar keine Staatenlose oder Libanesin, sondern Türkin. Wegen der alten Pässe. Also wurde meine Aufenthaltserlaubnis nicht verlängert, und sie haben mich in die Türkei abgeschoben. Meine Eltern durften bleiben, weil sie andere Sachbearbeiter hatten. Mein libanesischer Nachname ist Salame. Jetzt muss ich Önder heißen.

Seit vier Jahren lebe ich in Izmir. Die Wohnung ist ganz anders als die in Deutschland. Es gibt kein warmes Wasser, keine Heizung, keine Waschmaschine. In Deutschland lassen einen die Menschen in Ruhe, man ist frei. Auch eine Frau, die allein ist, wird akzeptiert. Hier reden sie über mich. Ich trage ein Kopftuch, das habe ich früher nicht gemacht. Die Nachbarn stellen mir dauernd Fragen. Mein Türkisch ist nicht sehr gut, aber ich verstehe sie. Wann kommt dein Mann, fragen sie, was soll das, warum lebst du hier allein mit zwei Kindern? Ich sage ihnen, dass mein Mann kein Türkisch spricht und dass er hier keine Arbeit finden würde, um die Familie zu ernähren, aber dann sagen sie: Das geht nicht, er muss kommen. Dabei kann er uns nicht einmal besuchen. Die deutschen Behörden haben ihm vor sechs Jahren seinen libanesischen Pass weggenommen, er kann nicht ausreisen. Keiner hat Gnade mit uns.

Im ersten Jahr haben mein Mann und ich fast jeden Tag telefoniert. Aber dann sind wir beide krank geworden, haben die Geduld verloren, sehr viel gestritten. Irgendwie haben wir aufgegeben. Er schickt mir Geld. Aber ich weiß nicht, ob er noch als Schlachter arbeitet wie früher. Auch Freunde aus Deutschland schicken mir Geld. Wir haben noch viele Freunde, sie sammeln Unterschriften und gehen zu Demonstrationen.

Ich selbst kann kein Geld verdienen. Ich finde keine Arbeit, bin auch zu schlapp und krank. Und ich habe mich um die Kinder zu kümmern. Ich will sie nicht bei Fremden lassen, ich vertraue hier niemandem.

Meine Töchter in Hildesheim wachsen deutsch auf, mit meinen Kindern hier in Izmir spreche ich arabisch. Meine Tochter ist sechs, mein Sohn vier. Miteinander reden sie türkisch. Ab und zu sprechen wir auch deutsch, aber das bricht uns jedes Mal das Herz. Wir wissen nicht, was aus unserer Familie wird.

Mein Mann wird nicht aus Deutschland abgeschoben, das hat ein Gericht entschieden. Ich hatte eine Einreisesperre nach Deutschland, die wurde aufgehoben. Aber als ich dann hier beim Konsulat ein Visum beantragt habe, wurde das einfach abgelehnt.«

### Gabriela Codreanu & Andrei Codreanu

»Wegen der politischen Ereignisse verließen meine Eltern 1990 Rumänien. In Deutschland stellten sie einen Asylantrag. Später gaben sie ihre rumänische Staatsbürgerschaft auf. Von da an waren wir staatenlos. Ich war acht Jahre, mein Bruder Andrei sechs Monate alt. Mein Vater arbeitete als Kurier, meine Mutter als Buchhalterin. Wir Kinder gingen erst zur Grundschule, dann aufs Gymnasium. Wir haben stets unter Deutschen gelebt. Ich weiß nicht mal, ob es in Koblenz eine rumänische Gemeinschaft gibt. Für meinen Bruder und mich ist Deutsch Muttersprache. Andrei hatte jahrelang Schwierigkeiten, unseren Nachnamen auszusprechen, weil es diesen ea-Diphthong im Deutschen nicht gibt.

### »Ich kämpfe jetzt für die Abschiebung in meine Heimat«

In der Schule brachte ich sehr gute Leistungen. Mein Abischnitt lag bei 1,6. Aber das wird mich ein Leben lang ärgern – ich wäre zu mehr imstande gewesen. In Bonn begann ich ein Jurastudium. Als wir abgeschoben wurden, war ich im zweiten Semester. Ich will das Studium beenden und strebe danach das Richteramt an. Soweit man hört, schaffen das nur fünf Prozent der Studenten.

Der 10. März 2003 war ein Montag. Morgens um sechs standen Leute von der Ausländerbehörde vor unserer Tür. Wir sollten nichts packen. Mein Bruder packte dennoch einen Rucksack mit seinen Schachmaterialien: Brett, Figuren, Bücher und Uhr. Wir wurden zum Flughafen gefahren, obwohl eigentlich noch eine gerichtliche Anhörung ausstand.

In Bukarest schneite es. Wir trugen sommerliche Kleidung und hatten nichts bei uns außer den Schachmaterialien meines Bruders und 82 Cent. Die Rumänen wollten, dass wir eine Erklärung unterschreiben, laut der wir freiwillig eingereist seien, uns in Rumänien nieder-

lassen wollten und die rumänische Staatsbürgerschaft anstreben. Wir weigerten uns. Wir blieben in der Ankunftshalle des Flughafens. Wie Affen im Zoo, ohne Privatsphäre. Immer wieder versuchten die Rumänen, uns zu dieser Unterschrift zu nötigen. Aber dann hätten wir gegen die Abschiebung nicht mehr rechtlich vorgehen können.

Nach zwei Jahren, im tiefsten Winter bei minus zwanzig Grad, warfen sie uns hinaus. Wir schliefen auf der Straße und in Parks. Erst seit kurzem wohnen wir in einem Wohnwagen. Keiner von uns besitzt Ausweispapiere, nur mein Vater hat seinen EU-Führerschein.

Leider sind wir auf die Hilfe von Freunden angewiesen. Wir sind illegale Ausländer, daher könnten wir nur schwarzarbeiten. Aber wir gehen nicht mal bei Rot über die Straße. Ich fordere vom rumänischen Staat die Einhaltung der Gesetze, also befolge ich sie auch.

Artikel zwei, Absatz fünf des deutsch-rumänischen Abkommens von 1992 besagt ausdrücklich, dass Personen, die aus Deutschland abgeschoben wurden, ohne rumänische Staatsbürger zu sein, von den deutschen Behörden zurückübernommen werden. Das rumänische Ausländergesetz sieht ohnehin vor, dass Illegale dorthin abzuschicken sind, woher sie eingereist sind. Rumänien müsste uns also in ein Flugzeug nach Deutschland setzen, und Deutschland müsste uns aufnehmen.

Mit Rumänien verbindet mich nichts. Ich kann mich nicht mit der alltäglichen Korruption und dem Müll auf der Straße anfreunden. Vor allem will ich nicht in einem Land leben, in dem Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte nur Wahlversprechen sind. Die Menschen haben nach der langen Diktatur noch Angst. Viele wagen nicht, uns zu helfen, da wir uns mit dem Innenministerium anlegen. Ich habe mehrere Klagen angestrengt. Eine liegt beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Ich kämpfe jetzt für die Abschiebung in meine Heimat. Der neue rumänische Premierminister hat früher als Oppositionsführer die Behandlung von Staatenlosen angeprangert. Ich hoffe, er wird uns helfen.

Mein Bruder glaubt wegen der Korruption in Rumänien nicht daran, dass wir juristisch weiterkommen. Er hofft, Schachprofi zu werden und sich so Türen nach Deutschland zu öffnen. Um gut genug zu werden, braucht er Bücher über Schachtheorie. Die sind für uns schwer zu beschaffen. Ich bin dabei, ein Buch über unsere Geschichte zu schreiben. Aber heute muss ich erst mal Wasser zum Wohnwagen tragen.«

»Als wir abgeschoben wurden, studierte ich im zweiten Semester Jura: Gabriela Codreanu mit ihrem Bruder Andrei vor ihrem Wohnwagen in der Nähe von Bukarest.

